

Warum kaum jemand vom Judenmord wissen wollte – und warum das immer noch so ist



Von **Thomas Schmid**
Autor

Veröffentlicht am 20.11.2025 | Lesedauer: 12 Minuten



Das KZ Sachsenhausen in Oranienburg

Quelle: AP/Markus Schreiber

Warum hatte es der Holocaust, schon als er stattfand, so schwer, ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu dringen? Und warum setzte sich das nach 1945 fort – bis heute? Zu den Gründen gehört auch, dass der Mord an den Juden in so vielen Aufrufen und Feierstunden missbraucht wird.

Ein flüchtiger Blick in heutige Nachrichtenportale, Zeitungen und Social-Media-Portale beweist: Die schlechten Nachrichten (Regierungskrisen oder Naturkatastrophen) sind guten Nachrichten an Reichweite und Schlagkraft haushoch überlegen. Das ist schon ziemlich lange so. Eine der schrecklichsten Nachrichten der Geschichte hatte es dagegen außerordentlich schwer, ins Bewusstsein der Menschheit zu gelangen, ja überhaupt zur Kenntnis genommen zu werden: die Nachricht vom Plan des Hitlerregimes, die Juden Europas zu vernichten. Den Gründen für diese Blockade der Wahrnehmung geht der Politikwissenschaftler und Historiker Jan Gerber in seinem breit angelegten Buch „Das Verschwinden des Holocaust. Zum Wandel der Erinnerung“ nach. Er spannt den Bogen von den frühen 40er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis zu dem „neuen Unbehagen“ an der Beschäftigung mit dem Holocaust, das rechts wie links im Wachsen ist.

Gerber beschreibt eine Begegnung vom Juli 1943. Jan Karski, ein Kurier der polnischen Heimatarmee, trifft in den Vereinigten Staaten Felix Frankfurter, einen Richter am Obersten Gerichtshof der USA. Karski berichtet ihm aus eigener Anschauung, die er unter anderem im Warschauer Getto gewonnen hat, dass die Deutschen in Polen die systematische Vernichtung von Juden betreiben. Der Richter erwidert, er glaube das nicht. Als der ebenfalls anwesende polnische Botschafter einwirft, er könne Karski doch nicht ins Gesicht sagen, dass er lüge, soll Frankfurter geantwortet haben: „Ich habe nicht gesagt, dass dieser junge Mann lügt. Ich sagte, ich sei unfähig zu glauben, was er mir erzählt hat.“

Man muss das ganz wörtlich nehmen: Karski erzählte von einem Verbrechen, das jenseits des Vorstellbaren lag. Juden sollten ausgerottet werden, allein weil sie Juden waren. Der menschliche Verstand weigert sich instinktiv, das anzuerkennen, für möglich zu halten. Denn diese Tat ist ein Dementi alles Menschlichen, sie setzt mit einem Schlag das im Laufe der Neuzeit mühsam und mit vielen Rückschlägen geschaffene Universum von Vernunft, Argument, Berechenbarkeit und Sinn außer Kraft. Nichts ist danach mehr sicher.

Es war daher auch ein humanistischer Verteidigungsreflex, am Mord an den Juden auch dann noch zu zweifeln, als er schon dokumentiert war. Nachdem ihn die ersten Nachrichten über den Holocaust erreicht hatten, sprach Churchill, sonst um Worte nicht verlegen, von einem „crime without name“. Die Weltöffentlichkeit machte lange einen großen Bogen um das Thema.

Vor allem, aber nicht nur in Deutschland kam zum „kognitiven Entsetzen“ (Dan Diner) über den Mord an den Juden die Hartherzigkeit hinzu: die gefühlskalte Verweigerung der Einsicht, dass der Holocaust nicht eine Untat unter vielen war, sondern das zentrale Verbrechen, das unter allen anderen der Menschheitsgeschichte herausragt. Gerade die Monstrosität des Verbrechens half dabei, es der Wahrnehmung zu entziehen. Obwohl seit den 50er-Jahren in zahllosen bundesdeutschen Gedenkveranstaltungen an das verbrecherische NS-Regime erinnert wurde, kam dabei der Mord an den Juden so gut wie nie zur Sprache, es gab für das Verbrechen immer noch keinen Namen.

Schweigen bei Rudi Dutschke und Jean-Paul Sartre

Erst mehr als drei Jahrzehnte nach Kriegsende änderte sich das: mit der Ausstrahlung der US-amerikanischen Fernsehserie „Holocaust“. Und obwohl in der Studentenrevolte von 1968 lautstark die NS-belastete Elterngeneration angeprangert wurde, spielte der Holocaust dabei überhaupt keine Rolle. Als Rudi Dutschke 1966 für die APO eine umfangreiche Bibliografie wichtiger Texte zusammenstellte, war darin kein einziger Titel über den Mord an den Juden enthalten. Das größte Menschheitsverbrechen blieb rechts, links und in der Mitte jahrzehntelang nahezu unsichtbar.

Es ist das Verdienst von Jan Gerbers Buch, dass es die Geschichte dieses rätselhaften Blackouts detailreich, anschaulich und unter Verzicht auf die Geste moralischer Ex-post-Empörung ausbreitet. So wird man etwa auf die im Rückblick erstaunliche Tatsache gestoßen, dass sich Jean-Paul Sartre in seinen berühmt gewordenen „Überlegungen zur Judenfrage“ aus dem Jahr 1944, zwar ausführlich mit dem französischen Antisemitismus in der Tradition der Dreyfus-Affäre befasst, das Neuartige der Judenverfolgung aber überhaupt nicht benennt. Sartres Lebensgefährtin Simone de Beauvoir schrieb 40 Jahre später selbstkritisch: „Trotz aller unserer Kenntnisse war uns das grauenvolle Geschehen fremd geblieben.“ Eine Fremdheit, die bis heute fortlebt. Nicht zuletzt in den Postcolonial Studies, deren Autoren sich große Mühe geben, den Schrecken des Holocaust dadurch zu mindern, dass sie den Judenmord zu einem Verbrechen unter vielen herunterdimmen.

Den Holocaust kann man in seiner vollendeten Sinn- und Zwecklosigkeit nicht verstehen. Wissen und Begreifen, so Gerber, fielen und fallen immer wieder auseinander. Der von den Nazis mit beispielloser Brutalität niedergeschlagene Aufstand im Warschauer Ghetto von 1944 fand schnell Eingang ins öffentliche Bewusstsein. Denn er ließ sich noch in herkömmliche Erzählstrukturen einbauen, in denen der tätige, sich behauptende Mensch von identifikationsstiftender Bedeutung ist. Gerber: „Diese Konzentration auf den Kampf und die Rebellion kam einem fast anthropologischen Bedürfnis entgegen: Selbst die aussichtsloseste Erhebung ist dem allgemeinen Empfinden eher kommensurabel als die Vernichtung um der Vernichtung willen.“ Das Mitleid, eine christliche Kardinaltugend, wird dem Opfer nicht per se entgegengebracht. Denn das Nur-Opfer erzählt keine Geschichte, es geht keine Botschaft von ihm aus, es bleibt stumm und steht außerhalb des Kontinuums von Sinn, von Ursache und Wirkung. Es ist vollkommen allein, von ahistorischer Verlorenheit. Auch das hat den Holocaust lange Zeit fast unsichtbar gemacht. Und wirft heute in regelmäßigen Abständen immer neue Nebelwände, die das schreckliche Geschehen undeutlich machen oder es sogar dem Blick gänzlich entziehen.

Es lagen von Anfang an schwere Hindernisse für die Erkenntnis der kruden, nackten Beispiellosigkeit des Judenmords im Weg. Die Exponenten der Frankfurter Schule, insbesondere Horkheimer und Adorno, waren zwar als linke Intellektuelle aus NS-Deutschland geflohen. Ihre Idee von der „instrumentellen Vernunft“, die das Kennzeichen der kapitalistischen Moderne sei, hinderte sie jedoch anfangs daran, den antisemitischen Vernichtungswillen der Nazis in seiner absoluten Begründungslosigkeit zu erkennen. Die Autoren der „Dialektik der Aufklärung (<https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/plus238940033/Alles-was-Sie-ueber-die-Dialektik-der-Aufklaerung-wissen-muessen.html>)“, in der ein Prozess des Umschlagens von Aufklärung in Barbarei attestiert wurden, brauchten den Holocaust nicht, um zu ihrem hermetischen und einseitigen Verdikt gegen die Moderne zu kommen. Ihre dialektische Raffinesse machte sie blind, zumindest sehschwach.

Bevor der Holocaust seit den späten 70-er Jahren als Zivilisationsbruch im öffentlichen Bewusstsein Platz griff, wurde er gewissermaßen durch eine Art Zangenangriff in der Latenz festgehalten. Es war die Zeit eines neuen Geschichtsoptimismus, der Hand in Hand mit dem Wohlstandsversprechen der Nachkriegszeit ging. Das Leben würde so leicht werden wie nie zuvor, das Wachstum schien so grenzenlos wie die Möglichkeiten des Konsums. Dieser gegenwartsegoistische Fortschrittsoptimismus hatte, was früh schon kritisiert wurde, etwas Ellenbogenhaftes. Man wollte sich auf keinen Fall die Freude am raschen Wohlstandsgewinn verderben lassen. Schon gar nicht durch die Erinnerung an die glücklich überwundene Vergangenheit oder gar den Holocaust.

Enzensbergers Humbug

Diesem Optimismus stand seit den 50er-Jahren ein ebenso starker, fast apokalyptischer Geschichtspessimismus entgegen: die Angst vor dem Kalten Krieg, insbesondere vor der Atombombe. Viele glaubten, die letzten Tage der Menschheit seien gekommen. Die Bewegung „Kampf dem Atomtod“ erstarkte, weit bis ins konservative Bürgertum hinein. Wieder war kein Platz für das Holocaust-Gedenken. Hans Magnus Enzensberger schrieb 1964, Auschwitz habe die „Wurzeln aller (!) bisherigen Politik bloßgelegt“. Die Atombombe sei „die Gegenwart und die Zukunft von Auschwitz“ – eine Aussage, die Hannah Arendt umgehend als Humbug verwarf. Da sprach zwar noch der frühe Enzensberger der naseweisen, möglichst steilen Thesen. Aber er schwang mit solchen Sprüchen im Gleichklang mit einem apokalyptischen Geist der Zeit. Für diesen war der Holocaust ein Verbrechen unter vielen. Zu den Akten zu legen. Wie heute für viele „Postkolonialisten“.

Es gab immer wieder Gründe, der schrecklichen Besonderheit des Holocaust auszuweichen. Jan Gerber zeigt das an zahlreichen Beispielen und Episoden. In Frankreich lag die Besonderheit des Holocaust quer zum staatstragenden französischen Universalismus und seiner aus der Aufklärung wie der Französischen Revolution stammenden Überzeugung von der einen Menschheit. Das ging so weit, dass der kommunistische Schriftsteller Louis Aragon in einer von ihm herausgegebenen Sammlung von Résistance-Literatur alle ostjüdisch klingenden Autorennamen ins Französische übertragen ließ, damit sie zur nationalen Märtyrererzählung passen.

Auch in der DDR sollte das Schicksal der jüdischen Opfer schon bald kein Thema mehr sein: Die sogenannte „Leidensliteratur“ wurde aus den Bibliotheken aussortiert. Und wenn jüdisch-kommunistische Politiker wie Paul Merker oder Leo Zuckermann (der in der frühen DDR vergeblich einen Entwurf für ein Gesetz zur Entschädigung von Juden verfasste), von der Einzigartigkeit des Mordes an den Juden sprachen, wurden sie schnell kaltgestellt und sanktioniert. Teils, weil es durchaus einen populären SED-Antisemitismus gab. Teils aber auch, weil eine intensivere Beschäftigung mit dem vollkommen sinnlosen Judenmord die marxistisch-leninistische Doktrin vom unaufhaltsamen Siegeszug der sozialistischen Vernunftreligion erschüttert hätte.

Und auch Polen trugen zur Verdunkelung der Judenverfolgung bei: Als 1942 neun europäische Exilregierungen in London beschlossen, die deutschen Kriegsverbrechen sollten nach dem Krieg vor Gericht verhandelt und bestraft werden, bat der Jüdische Weltkongress darum, an den folgenden Beratungen beteiligt zu werden. Doch das lehnte die polnische Delegation unter Ministerpräsident Władysław Sikorski vehement ab. Sie wollte keinesfalls, dass die ethnische Herkunft der Opfer benannt würde. Das war im Blick auf Polens Geschichte zwar verständlich: Die Exilpolitiker des von Deutschland erneut geteilten und zerschlagenen Landes wollten auf der Einheit der Nation bestehen. Doch auch das trug dazu bei, das jüdische Leid zu verbergen.

Als die großen Fortschrittserzählungen in den 80er-Jahren zu verwelken begannen und der sture Glaube an den Sozialismus zerbrach, rückten Jahrzehnte nach ihrer Proklamation durch die Vereinten Nationen allmählich die Menschenrechte in den Fokus. Es ist von bitterer Ironie, dass selbst das der Erinnerung an den Holocaust nicht dauerhaft zu ihrem Recht verhalf. Nun setzte sich zwar eine Einsicht durch, die Hannah Arendt schon früh formuliert hatte: Der Holocaust war ein universelles Verbrechen, begangen an einer partikularen Bevölkerungsgruppe, den Juden. Aber die neue Aufmerksamkeit, die nun den allgemeinen Menschenrechten entgegengebracht wurde, half zugleich auch wieder, die Juden ins Meer der Menschenspezies einzugemeinden – und damit erneut ihre Spezifik, Opfer des Judentums zu sein, unkenntlich zu machen. Hannah Arendt sprach, in anderem Zusammenhang, davon, der Holocaust drohe in einer „Sauce des Allgemeinen“ unterzugehen.

Hinzu kam die späte Anerkennung der, wie Gerber sagt, „Sozialfigur des Opfers“. Opfer hatten schon immer einen eher schlechten Ruf. Implizit warf man ihnen vor, sich nicht zu wehren, sich nicht wie Subjekte zu verhalten. Oder gar ihr Leid selbst zu provozieren. Gerber ruft eine bezeichnende Episode in Erinnerung: Noch als im [Eichmann-Prozess](https://www.welt.de/geschichte/article248515516/Dokumentation-Wie-WELT-ueber-den-Fall-Eichmann-berichtete.html) (<https://www.welt.de/geschichte/article248515516/Dokumentation-Wie-WELT-ueber-den-Fall-Eichmann-berichtete.html>) ein Überlebender über seine Zeit im Vernichtungslager berichtete, brachte man ihm nicht Mitgefühl entgegen, sondern empfand Scham, war peinlich berührt. Es dauerte lange, bis das Opfer als Opfer rehabilitiert war. Und das namenlose, aber besondere jüdische Leid anerkannt wurde. In Deutschland zum Beispiel zu Beginn des Jahrhunderts durch die Errichtung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas.

Doch das hielt nicht lange an. Während rechts von einem überflüssigen und geschichtspolitisch gefährlichen „Denkmal der Schande“ die Rede war, fand man weiter links andere Gründe, eine Art Moratorium oder gar ein Ende des judenspezifischen Gedenkens zu fordern. Nun machte, beflügelt durch Edward Saids Buch „Orientalismus“ und die darauf aufbauenden aktivistischen Theoretiker der Postcolonial Studies, ein neuer Vorwurf die Runde. Die Juden, hieß es nun, würden sich zu Opfern schlechthin, gewissermaßen zu Opfern der Extraklasse aufwerfen. Und damit die vielen anderen Opfer, insbesondere die des Kolonialismus, herabsetzen, entwerten, negieren. Die Juden sollten daher vom Thron ihrer angemäßen Auserwähltheit herabsteigen oder geholt sowie in die unübersehbare Zahl aller Opfer der Menschheitsgeschichte eingereiht werden – und damit abermals unkenntlich bleiben. Es ist genau dieser Humus, auf dem heute Antisemitismus, Antizionismus und eine rasende Israelfeindschaft so prächtig gedeihen. Es gibt auch linke Vogelschiss-Denker, ihre Zahl nimmt zu.

Aus Dan Diners Schule

Ein Rezensent des sorgfältig komponierten Buchs von Jan Gerber hat nörgelig angemerkt, es bewege sich „diszipliniert im Leipziger Orbit“. Gemeint ist damit das „Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow“ in Leipzig, dessen Gründer und langjähriger Direktor der Historiker Dan Diner war. Gerber arbeitet an dem Institut, und seinem Buch ist in der Tat anzumerken, dass es dem Denken Dan Diners, das eine auch geschichtsphilosophische Ausrichtung hat, verpflichtet ist. Doch das ist keine skurrile Schwäche, sondern eine Stärke dieses Buches. Es erzählt vom „Verschwinden des Holocaust“ – von einem Verschwinden, dem lange, chaotische, oft quälende und immer wieder unterbrochene Anstrengungen vorausgegangen sind, ihn überhaupt erst gegen Widerstände und eine hartnäckige Gleichgültigkeit ins Bewusstsein der Menschheit zu heben.

Die Geschichte, die Gerber darlegt, ist fast durchweg eine traurige, die er bei aller Skepsis dennoch nicht hoffnungslos enden lässt. Mit darstellerischem Geschick verknüpft er die zahlreichen Fäden, ohne sie zu dem einen großen Strang zusammenzubinden. Ein besonderes Verdienst ist sein Blick auf etliche jüdische und nichtjüdische Exponenten der Arbeiterbewegung seit der Zwischenkriegszeit. Der Antisemitismus hatte auch in den Gewerkschaften und der KPD eine Heimstatt. Gerade deswegen ist es verdienstvoll, dass Gerber dies nicht ausspart. Dann aber auch den Mut (und die Einsamkeit) jener KP-Funktionäre und Autoren wie Merker, Zuckermann und Louis Fürnberg aufzeigt, die aus quälend gewonnener Einsicht oder aufgrund ihrer jüdischen Herkunft erkannten und zumindest zeitweise auch auszusprechen wagten, dass der Mord an den Juden Europas ein einziges großes Dementi des sozialistischen Fortschrittsglaubens darstellt.

Leider ist auch das Gedenken nicht über alle Zweifel erhaben. Aus dem Holocaust, heißt es, sollen universelle Lehren gezogen werden. Gerber: „Welche Lehren das sein sollen, wurde bei den Denktagen und Feierstunden erklärt: Bewahrung der Menschenrechte, Demokratie und Toleranz. Das klang schön, war aber absurd. Die Rede von den Lehren des Holocaust ist der Versuch, dem Verbrechen doch noch Sinn abzutrotzen: Die Toten sollen nicht umsonst gestorben sein. Aus dem Holocaust kann man jedoch nichts lernen – zumindest nichts, das nicht auch schon vor 1941, 1939 und 1933 bekannt war.“ Wer der Opfer des Holocaust ernsthaft gedenken will, muss den Gegenwartsegoismus ablegen, mit dem der Mord an den Juden in so vielen Aufrufen und Feierstunden missbraucht wird. Wenn das gelänge, wäre schon viel erreicht.

Jan Gerber: „Das Verschwinden des Holocaust. Zum Wandel der Erinnerung“. Edition Tiamat, 336 S., 28 Euro.